

dtv

Als Nadias verwitweter Vater ihr mitteilt, dass er wieder heiraten will, löst er eine gewaltige Familienkrise aus. Sein neuer Schatz ist eine üppige Blondine, aus der Ukraine wie er auch, mit einer Vorliebe für grüne Satinunterwäsche, Fertiggerichte und hochtechnisierte Kücheneinrichtungen. Nadia ist sofort klar, dass diese Frau vor nichts Halt machen wird, um ihre ehrgeizigen Träume zu verwirklichen. Doch etwas Gutes hat die Angelegenheit – Nadia und ihre Schwester Vera sprechen seit Jahren das erste Mal wieder miteinander, verbunden durch das gemeinsame Ziel: ihr Vater muss aus den Klauen dieses Frauenzimmers gerettet werden! Aber auch der alte Mann arbeitet zielstrebig an der Erfüllung seiner Träume. Unter anderem schreibt er an einer ›Geschichte des Traktors auf Ukrainisch‹, die nicht weniger als die Geschichte der industrialisierten Welt behandelt ...

»Lewyckas Roman kommt leicht und unterhaltsam daher, ist aber auch eine anrührende Geschichte über die Mühsal des Alterns und eine bewegende Beschreibung des Schicksals der Opfer von Diktaturen und Kriegen.« (Marianne Wellershoff in ›Spiegel special‹)

*Marina Lewycka* wurde nach dem Zweiten Weltkrieg als Kind ukrainischer Eltern in einem Flüchtlingslager in Kiel geboren und wuchs in England auf. Sie ist verheiratet, hat eine erwachsene Tochter, lebt in Sheffield und unterrichtet an der Sheffield Hallam University. Der vorliegende Roman wurde ein Welterfolg und in 29 Sprachen übersetzt.

Marina Lewycka

Kurze Geschichte des Traktors  
auf Ukrainisch

Roman

Deutsch von  
Elfi Hartenstein

dtv

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**

Von Marina Lewycka  
sind bei dtv außerdem erschienen:  
Caravan (21201)  
Das Leben kleben (21349)  
Die Werte der modernen Welt unter Berücksichtigung  
diverser Kleintiere (28006)



Ungekürzte Ausgabe 2008  
5. Auflage 2016  
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
© 2005 Marina Lewycka  
Titel der englischen Originalausgabe:  
›A Short History of Tractors in Ukrainian‹  
(Viking, London 2005)  
© 2006 der deutschsprachigen Ausgabe:  
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Umschlagkonzept: gray318  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21101-7

*Für Dave und Sonia*



## I.

### Zwei Anrufe und eine Beerdigung

Zwei Jahre nach dem Tod meiner Mutter verliebte sich mein Vater in eine berückende blonde geschiedene Frau aus der Ukraine. Er war vierundachtzig, sie sechsunddreißig. Wie eine flauschige rosa Granate schoss sie in unser Leben, wirbelte trübes Wasser auf, brachte den ganzen Morast längst versunkener Erinnerungen wieder an die Oberfläche und trat unseren Familiengespenstern kräftig in den Hintern.

Mit einem Anruf fing alles an.

Mein Vater krächzt mit vor Erregung zittriger Stimme in die Leitung: »Gute Neuigkeiten, Nadeshda! Ich heirate!«

Ich weiß noch, wie mir schlagartig heiß wurde. Das kann doch nicht sein Ernst sein! Hat er nicht mehr alle Tassen im Schrank? Dreht er auf seine alten Tage jetzt durch? Aber ich sage nur: »Freut mich, Papa.«

»Ja. Sie hat einen Sohn und kommt aus der Ukraine. Aus Ternopil.«

Aus der Ukraine. Er denkt an früher, an blühende Kirschbäume und den Duft von frisch gemähtem Gras, und seufzt. Ich dagegen spüre den Synthetik-Hauch des neuen Russland.

Sie heißt Valentina, erzählt er. Aber sie erinnert eher an eine Venus. »Die den Fluten entsteigende Venus von Botticelli. Du weißt schon: goldenes Haar, wunderschöne Au-

gen, fantastischer Busen. Wenn du sie siehst, verstehst du, was ich meine.«

Die erwachsene Frau in mir ist nachsichtig. Süß, so ein letztes spätes Liebesglühen. Die Tochter in mir ist beleidigt. Verräter! Alter geiler Bock! Mutter ist gerade mal zwei Jahre tot. Ich bin wütend, aber auch neugierig. Diese Frau, die meine Mutter verdrängt, möchte ich sehen.

»Klingt ja toll. Wann kann ich sie kennen lernen?«

»Wenn wir verheiratet sind.«

»Findest du nicht, es wäre besser, wenn wir sie vorher zu Gesicht bekämen?«

»Warum denn? Ihr heiratet sie doch nicht.« (Es ist ihm also klar, dass da etwas nicht ganz in Ordnung ist, aber offenbar meint er, er käme damit durch.)

»Hast du dir das wirklich gut überlegt, Papa? Es kommt mir etwas überstürzt vor. Ich meine, sie muss doch auch um einiges jünger sein als du?«

Ich moduliere meine Stimme sehr sorgfältig, versuche mein Missfallen nicht durchklingen zu lassen – wie eine welterfahrene Erwachsene, die auf einen liebestollen Jüngling einredet.

»Sechsenddreißig. Sie ist sechsenddreißig und ich bin vierundachtzig – was soll's?« (»Was« klingt bei ihm immer wie »fass«.) Die Art, wie er mir das hinblafft, zeigt deutlich, dass er auf diese Frage gewartet hat.

»Ziemlich großer Altersunterschied ...«

»Dass du so spießig bist, hätte ich nicht erwartet.«

»Was?« Jetzt drängt er mich in die Defensive. »Nein, ich meine doch nur ... es könnte Probleme geben.«

Papa meint, nein, es wird keine Probleme geben. Er hat alles genau bedacht. Er kennt Valentina seit drei Monaten. Sie ist mit einem Touristenvisum gekommen, um ihren Onkel in Selby zu besuchen. Sie will mit ihrem Sohn im Westen ein neues Leben beginnen, ein schönes Leben mit einem



guten Job für gutes Geld und mit einem schönen Auto – auf gar keinen Fall ein Lada oder ein Skoda – und mit einer guten Ausbildung für den Sohn, Oxford/Cambridge, mindestens. Sie selbst hat ja im Übrigen auch eine gute Ausbildung. Einen Abschluss in Pharmazie. Damit kann sie hier ohne weiteres eine gutbezahlte Stelle finden, wenn sie erst richtig Englisch spricht. Bis es so weit ist, gibt er ihr Unterricht, und sie hält ihm das Haus in Ordnung und kümmert sich um ihn. Sie setzt sich ihm auf den Schoß und lässt ihn ihre Brüste streicheln. Sie sind glücklich miteinander.

Habe ich richtig gehört? Sie hockt auf Papas Schoß und er fummelt an ihrem Botticelli-Busen herum?

»Tja«, sage ich ganz ruhig, auch wenn ich innerlich vor Wut koche, »das Leben ist voller Überraschungen. Ich hoffe bloß, dass alles glatt geht. Aber schau, Papa« – jetzt wollen wir mal Klartext reden –, »ich verstehe zwar, warum *du* sie heiraten willst. Aber hast du dich auch mal gefragt, warum *sie* dich heiraten will?«

»*Tak, tak.*« (Ja, ja.) »Pass, Visum, Arbeitserlaubnis – fass soll's?« Seine Stimme krächzt verdrießlich.

Doch, er hat alles bedacht. Sie kümmert sich um ihn, wenn er älter und gebrechlicher wird. Er gibt ihr ein Dach überm Kopf und teilt seine kleine Rente mit ihr, bis sie ihren gutbezahlten Job findet. Ihr Sohn – der im Übrigen ein außerordentlich begabter Junge ist, ein Genie sozusagen, sogar Klavier spielen kann er – bekommt eine englische Erziehung. Abends werden sie über Kunst und Literatur und Philosophie diskutieren. Sie ist eine kultivierte Frau, keine Quasseltante vom Land. Übrigens hat er sie auch schon gefragt, was sie von Nietzsche und Schopenhauer hält, und sie ist, was die beiden betrifft, absolut seiner Meinung. Und wie er selbst ist sie voll und ganz für den Konstruktivismus und kann den Neoklassizismus nicht leiden. Sie haben viele Gemeinsamkeiten. Für eine Ehe ist das eine gute Grundlage.

»Aber meinst du nicht, Papa, dass es für sie besser wäre, jemanden zu heiraten, der ihr altersmäßig etwas näher ist? In der Behörde merken sie doch, dass es sich um eine Zweck-ehe handeln wird. Die sind doch nicht auf den Kopf gefallen.«

»Hmm.«

»Und dann wird sie vielleicht in die Ukraine zurückgeschickt.«

»Hmm.«

Daran hat er nicht gedacht. Es nimmt ihm einen Moment lang den Wind aus den Segeln, aber vom Kurs bringt es ihn noch lange nicht ab. Er ist ihre letzte Hoffnung, erklärt er mir, ihre einzige Chance, um der Verfolgung, dem Mangel und der Prostitution zu entkommen. Das Leben in der Ukraine ist zu hart für ein so zartes Wesen. Er liest doch die Zeitungen, und was da berichtet wird, ist schrecklich. Es gibt kein Brot, kein Toilettenpapier, keinen Zucker, keine Kanalisation, das ganze Staatswesen ist korrupt, und Strom gibt es auch nur ab und zu. Er kann doch nicht eine wunderbare Frau wie sie zu so einem Leben verdammen? Er kann doch nicht einfach auf der Sonnenseite an ihr vorbeigehen?

»Versteh doch, Nadeshda, ich bin der Einzige, der sie retten kann.«

Wirklich – er hat ja alles versucht. Er hat sein Bestes getan. Bevor er auf die Idee kam, sie selbst zu heiraten, hat er sich überall nach einem passenden Ehemann für sie umgehört. Er hat bei den Stepanenkos angefragt, einem älteren ukrainischen Ehepaar, das einen ledigen Sohn hat, der noch bei ihnen lebt. Er war bei Mr. Greenway, einem Witwer aus dem Dorf, dessen unverheirateter Sohn ihn manchmal besuchen kommt. (Ein intelligenter Mann übrigens, Ingenieur. Kein Durchschnittstyp. Würde gut zu Valentina passen.) Alle haben dankend abgelehnt. Sie sind einfach zu

engstirnig. Was er ihnen auch ganz offen ins Gesicht gesagt hat. Seither reden weder die Stepanenkos noch Mr. Greenway mehr mit ihm.

Und die ukrainische Gemeinde in Peterborough will auch nichts von ihr wissen. Die sind auch engstirnig. Valentinas Ansichten über Nietzsche und Schopenhauer beeindrucken sie gar nicht. Die kleben alle an der Vergangenheit, ukrainischer Nationalismus, diese Banderiwtsi. Valentina ist eine moderne, selbständige Frau. Ganz böse Gerüchte haben sie über sie in die Welt gesetzt. Haben behauptet, sie hätte die Ziege und die Kuh ihrer Mutter verkauft, bloß um sich selbst Schminke kaufen zu können und sich Männer aus dem Westen zu angeln. Das ist Quatsch. Valentinas Mutter hatte Hühner und Schweine, aber doch keine Ziege und keine Kuh. So viel dazu – nur um zu zeigen, was für dummes Zeug da zusammengeredet wird.

Er hustet und keucht mächtig ins Telefon hinein. Mit allen seinen Freunden hat er sich deswegen schon zerstritten. Wenn es sein muss, wird er sogar seine eigenen Töchter enterben. Er wird das durchziehen, er allein gegen den Rest der Welt, solange nur diese wundervolle Frau zu ihm hält.

Er ist so hingerissen von dieser Idee, dass er mit Worten kaum nachkommt.

»Aber Papa ...«

»Und noch etwas, Nadia: kein Wort darüber zu Vera.«

Ziemlich unnötig, dieser Hinweis. Ich habe mit meiner Schwester schon seit zwei Jahren nicht mehr geredet. Seit wir unsere Mutter begraben haben.

»Aber Papa ...«

»Nadeshda, du musst einfach verstehen, dass Männer in gewisser Beziehung anderen Trieben gehorchen als Frauen.«

»Papa, bitte bleib mir mit diesem biologischen Determinismus vom Leib.«

Aber zum Teufel – soll er doch. Wenn er nicht hören will, muss er eben fühlen.

Kann sein, dass es schon vor diesem Anruf begann. Kann sein, dass es vor zwei Jahren begann, in ebendem Zimmer, in dem er jetzt sitzt. In diesem Zimmer, in dem damals meine Mutter lag und auf den Tod wartete, während der Kummer Vater durchs Haus trieb.

Durch die weit geöffneten Fenster und die nur halb vorgezogenen Leinenvorhänge trug der Wind den Duft des Lavendels vom Vorgarten herein. Draußen Vogelgezwitscher und Stimmen: Da gingen Leute am Zaun entlang, da flirtete die Nachbarstochter am Gartentor mit ihrem Freund. Drinnen im fahlen, sauberen Zimmer meine Mutter, die nach Atem rang, während das Leben von Stunde zu Stunde mehr aus ihr wich, und ich, die ihr löffelweise Morphium einflößte.

Für den Tod ist alles in Gummi gerüstet: Gummihandschuhe an den Händen der Krankenschwester, eine wasserdichte Gummiunterlage auf dem Bett, Gummisohlen an den Schuhen, Glyzerin-Suppositorien, die wie goldene Geschosse glänzen, und der Nachtstuhl mit den Gummipropfen an den Füßen, der jetzt mit einer grünlichen Flüssigkeit gefüllt ist.

»Weißt du noch, damals ...?« Immer und immer wieder erzähle ich die Geschichten von ihr und uns in unserer Kindheit.

Ihre Augen flackern dunkel. Ihre Hand in meiner Hand, sagt sie in einem lichten Moment: »Kümmere dich um Nikolai, den armen Kolja.«

Er war bei ihr in der Nacht, als sie starb. Ich habe noch im Ohr, wie er aufbrüllte in seinem Schmerz. »Mich auch! Nimm mich auch mit!« Heiser würgend die Stimme; der ganze Körper starr, wie im Krampf zusammengezogen.

Am Vormittag, als sie ihre Leiche abgeholt hatten, saß er völlig abwesend im hinteren Zimmer. Irgendwann sagte er: »Nadeshda, weißt du eigentlich, dass es außer dem mathematischen Beweis für den Satz des Pythagoras auch noch einen geometrischen gibt? Schau, wie schön der aussieht.«

Er zeichnete Linien und Winkel auf ein Blatt Papier, schrieb kleine Symbole daneben und murmelte die Gleichung vor sich hin.

Er ist völlig von der Rolle, dachte ich. Der arme Kolja.

In den Wochen vor ihrem Tod, als sie in den Kissen ihres Krankenhausbetts lag, hatte Mutter sich Sorgen gemacht. Verdrahtet mit einem Monitor, der ihre kläglichen Herztöne aufzeichnete, klagte sie über die gemischte Belegung der Station, wo nur flüchtig vorgezogene Vorhänge die Kranken voneinander abschirmten, und über das aufdringliche Keuchen, Husten und Schnarchen der alten Männer. Sie zuckte zurück, wenn der Pfleger mit seinen dicken Fingern unbekümmert ihr Krankenhausnachthemd über den eingesunkenen Brüsten öffnete, um die Drähte festzukleben. Sie war nichts als eine kranke alte Frau. Wen interessierte schon, was sie dachte?

Das Leben abzugeben ist schwerer, als du denkst, sagte sie.

So viel, worum man sich noch kümmern muss, bevor man in Frieden gehen kann. Kolja zum Beispiel – wer sorgt für Kolja? Die Töchter doch sicherlich nicht – kluge Mädchen, alle beide, aber so streitsüchtig. Und was wird aus ihnen? Ob sie glücklich werden? Ob diese netten, nichts-nutzigen Männer, bei denen sie gelandet sind, sie gut versorgen? Und die drei Enkelinnen – alle so hübsche Mädchen, aber keine unter der Haube.

Es wäre noch so viel zu regeln gewesen, doch sie hatte keine Kraft mehr dazu.

Im Krankenhaus verfasste Mutter ihr Testament, und meine Schwester Vera und ich passten genau auf, was sie schrieb, weil keine von uns der anderen über den Weg traute. Mutter schrieb alles in ihrer krakeligen Handschrift nieder, und zwei Krankenschwestern unterzeichneten als Zeuginnen. Sie, die so viele Jahre lang stark gewesen war, war jetzt schwach. Sie war alt und krank, aber das, was sie ein Leben lang zurückgelegt und zusammengespart hatte, befand sich quicklebendig bei der Coop-Bank.

Eines stand für sie fest: Papa sollte es nicht haben.

»Nikolai kann nicht rechnen. Der Arme steckt voller verrückter Ideen. Wir teilen das lieber unter euch auf, jede die Hälfte.«

Sie redete in ihrer ganz persönlichen Do-it-yourself-Sprache, ihrem mit neuen Wortschöpfungen angereicherten Ukrainisch à la *Küchenmixera*, *Schürzenbandu*, *Gärtnereskij*.

Als eindeutig war, dass man im Krankenhaus nichts mehr für sie tun konnte, wurde sie nach Hause entlassen, um dort in Ruhe sterben zu können. Meine Schwester verbrachte den Großteil dieses letzten Monats bei ihr. Ich kam über die Wochenenden. Irgendwann in dieser Zeit, als ich nicht da war, geschah es, dass meine Schwester eine Verfügung aufsetzte, derzufolge Mutters Geld zu gleichen Teilen an die drei Enkelinnen – meine Anna und Veras Alice und Alexandra – gehen sollte, nicht mehr halbe-halbe an mich und sie. Mutter unterschrieb, zwei Nachbarn fungierten als Zeugen.

»Mach dir keine Sorgen mehr«, sagte ich zu Mutter, bevor sie starb, »es wird schon alles gut gehen. Wir werden traurig sein und du wirst uns sehr fehlen, aber wir kommen schon zurecht.«

Wir kamen aber nicht zurecht.

Sie wurde auf dem Dorffriedhof beigesetzt, auf einem neuen Areal, das direkt ans offene Land grenzte. Ihr Grab war das letzte in einer Reihe ordentlicher neuer Gräber.

Ihre drei großen blonden Enkeltöchter – Alice, Alexandra und Anna – warfen Rosen und eine Handvoll Erde ins Grab. Nikolai klammerte sich, von seiner Arthritis gebeugt, fahl und mit leerem Blick in tränenlosem Schmerz am Arm meines Mannes fest. Die Töchter, Vera und Nadeshda – »Glaube« und »Hoffnung«, meine Schwester und ich –, rüsteten sich zum Kampf um Mutters Nachlass.

Während die Trauergäste ins Haus zurückkehren, um sich zu stärken und sich mit ukrainischem Samohonka ein wenig anzuheitern, treten meine Schwester und ich in der Küche in den Ring. Sie trägt einen schwarzen Seidenstrick-Zweiteiler aus einer eleganten kleinen Secondhand-Boutique in Kensington. An den Schuhen hat sie kleine goldene Schnallen, an ihrer Gucci-Handtasche einen goldenen Verschluss und um den Hals ein dünnes goldenes Kettchen. Ich stecke in irgendwelchen schwarzen Klamotten, die ich im Oxfam-Shop gefunden habe.

Vera mustert mich kritisch von oben bis unten. »Aha – der Landfrauen-Look.«

Ich bin siebenundvierzig und Dozentin an der Universität, aber der Tonfall meiner Schwester macht mich augenblicklich wieder zu einer vierjährigen Rotznase.

»Nichts gegen Landfrauen. Mutter war auch eine«, antwortet die Rotznase.

»Genau.« Die große Schwester zündet sich eine Zigarette an. Rauch zieht in eleganten Spiralen nach oben.

Als sie sich vorbeugt, um das Feuerzeug wieder in ihre Handtasche zu stecken, sehe ich an ihrem goldenen Kettchen ein kleines Medaillon unter dem Revers ihrer Kos-

tümjacke hervorlugen. Es wirkt seltsam altmodisch gegen Veras sonstiges gestyltes Outfit, als ob es nicht dazugehöre. Ich starre es an. Tränen treten mir in die Augen.

»Das ist Mutters Medaillon, das du da trägst.«

Mutters einziger aus der Ukraine geretteter Schatz, klein genug, um es im Saum eines Kleides zu verstecken. Es war ein Hochzeitsgeschenk ihres Vaters für ihre Mutter. Innen drin lächeln sich die vergilbten Fotografien der beiden an.

Vera erwidert meinen Blick. »Hat sie mir geschenkt.« (Ich kann das nicht glauben. Mutter wusste, dass ich dieses Medaillon liebte und es mir mehr wünschte als irgendetwas sonst. Vera muss es geklaut haben – anders lässt sich das nicht erklären.) »Also, was wolltest du mir wegen des Testaments sagen?«

»Ich will nur, dass alles gerecht ist«, winsele ich. »Und das hier ist nicht gerecht.«

»Nadeshda, es reicht, dass du deine Kleider von Oxfam beziehst. Musst du auch noch deine Ideen von dort mitbringen?«

»Du hast dir das Medaillon einfach genommen. Du hast sie gezwungen, diese Verfügung zu unterschreiben, dass das Geld auf die drei Enkelinnen und nicht auf die beiden Töchter aufgeteilt werden soll. Auf diese Weise bekommt ihr doppelt so viel wie wir. Das ist habgierig.«

»Wirklich, Nadeshda, ich bin schockiert. Dass du so etwas auch nur denken kannst.« Die schön geschwungenen Augenbrauen der großen Schwester zucken ein wenig.

»Nicht annähernd so schockiert, wie ich war, als ich es herausfand«, blökt die Rotznase.

»Du warst nicht da, Schwesterchen, oder? Du hattest doch so wichtige Dinge zu tun. Musstest die Welt retten und deine Karriere vorantreiben – und hast die ganze Verantwortung mir überlassen. Wie immer.«

»Du hast sie in ihren letzten Tagen mit deinen Scheidungs-



geschichten gequält, du hast ständig darüber geredet, wie grausam dein Mann zu dir ist. Du hast an ihrem Bett Kette geraucht, während sie dalag und starb.«

Die große Schwester klopft die Asche ihrer Zigarette ab und stöhnt theatralisch auf.

»Weißt du, Nadeshda, das Schlimme an deiner Generation ist, dass ihr immer nur über die Oberfläche des Lebens gleitet. Frieden! Liebe! Herrschaft der Arbeiterklasse! Dieser ganze idealistische Unsinn. Du kannst dir den Luxus leisten, keine Verantwortung zu übernehmen, weil du nie die dunklen Seiten des Lebens kennen gelernt hast.«

Warum bringt mich dieser gedehnte Oberschichtakzent meiner Schwester so auf die Palme? Weil ich weiß, dass er bloß aufgesetzt ist. Ich erinnere mich nämlich noch gut an das schmale Bett, in dem wir beide schliefen, und an die Toilette hinten im Hof und an das zurechtgeschnittene Zeitungspapier, mit dem wir uns den Hintern abwischen mussten. Mir kann sie nichts vormachen.

Aber ich weiß auch, wo ich bei ihr mit meinen Sticheleien ansetzen kann.

»Ach – die dunklen Seiten des Lebens machen dir zu schaffen? Meinst du nicht, du solltest dich mal um therapeutische Hilfe kümmern?« Ich sage das in meiner professionellsten Seien-wir-doch-vernünftig-Stimme, der Stimme, die ich benutze, wenn ich mit Papa rede.

»Lass bitte diesen Sozialarbeiter-Ton, Nadeshda.«

»Mach doch eine Therapie. Stell dich diesen dunklen Seiten. Hol sie ans Licht, bevor sie dich auffressen.« (Ich weiß, dass ich sie damit auf hundertachtzig bringe.)

»Hilfe! Therapie! Ja – reden wir doch alle über unsere Probleme. Fallen wir uns doch in die Arme, damit es uns besser geht. Helfen wir den Unterprivilegierten. Spenden wir unser Geld für die verhungernenden Kinder der Welt.« Sie beißt heftig in ein Kanapee. Eine Olive fällt zu Boden.

»Vera, du musst mit einem Trauerfall und einer Scheidung fertig werden. Es ist doch kein Wunder, wenn das zu viel für dich wird. Du brauchst einfach Hilfe.«

»Alles reine Selbsttäuschung. Innendrin sind die Leute hart und gemein und egoistisch. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie ich Sozialarbeiter verachte.«

»Erstens kann ich mir das sehr gut vorstellen. Und zweitens, Vera, bin ich keine Sozialarbeiterin.«

Auch mein Vater ist zornig. Für ihn sind die Ärzte daran schuld, dass sie sterben musste, meine Schwester ist schuld, die Zatshuks, der Mann, der das Gras hinter dem Haus mäht. Manchmal ist auch er selbst schuld. Er streift durchs Haus und murmelt vor sich hin, wenn das nicht gewesen wäre und wenn jenes nicht passiert wäre – meine Mil-lotschka könnte heute noch leben. Unsere kleine Emigrantenfamilie, die Mutter so lange mit ihrer Liebe und ihrem ukrainischen Borschtsch zusammengehalten hat, fängt an auseinanderzubrechen.

Vater, nun allein in diesem leeren Haus, lebt nur noch von Konserven. Er isst auf zusammengefalteten Zeitungen, als würde es sie wieder zurückbringen, wenn er sich selbst bestraft. Zu uns zu kommen und bei uns zu leben, lehnt er ab.

Manchmal fahre ich ihn besuchen. Dann sitze ich gern für eine Weile auf dem Friedhof, wo sie begraben liegt.

Auf ihrem Grabstein steht:

LUDMILLA MAJEVSKA  
GEB. 1912 IN DER UKRAINE  
GELIEBTE GATTIN VON NIKOLAI  
MUTTER VON VERA UND NADESHDA  
GROSSMUTTER VON ALICE, ALEXANDRA UND ANNA

Der Steinmetz hatte einige Mühe, alles unterzubringen.

Ein blühender Kirschbaum steht da und darunter eine Holzbank, von der aus man über das gepflegte Rasenstück schaut, das jetzt zur Hälfte schon neue Gräber beherbergt und durch eine Weißdornhecke von einem Weizenfeld abgetrennt ist, hinter dem andere Weizenfelder und Kartoffeläcker und Rapsfelder in den Horizont hineinwachsen. Mutter kam aus der Steppe und fühlte sich wohl mit diesen weiten, offenen Horizonten. Die ukrainische Flagge besteht aus zwei Rechtecken, einem blauen über einem gelben – Gelb für die Kornfelder, Blau für den Himmel. Die weite, flache konturlose Marschlandschaft hier erinnerte sie an zu Hause. Nur der Himmel ist hier selten so blau.

Ich vermisse meine Mutter, doch allmählich bekomme ich meinen Kummer über ihren Tod in den Griff. Ich habe einen Mann und eine Tochter, und mein Leben spielt sich anderswo ab.

Vater wandert durch das Haus, in dem sie zusammen gelebt haben. Es ist ein hässliches kleines Neubauhaus mit Kiesverputz und einer seitlich angebauten Garage aus Waschbeton. An den anderen drei Seiten ist es vom Garten umgeben, in dem Mutter Rosen zog, Lavendel, Flieder, Akelei, Mohnblumen, Stiefmütterchen, Klematis (Jackmanii und Ville de Lyon), Löwenmäulchen, Fingerkraut, Goldlack, Katzenminze, Vergissmeinnicht, Pfingstrosen, Aubretia, Montbretia, Glockenblumen, Steinrosen, Rosmarin, Iris, Lilien und eine purpurrot rankende Glyzinie, die sie selbst aus einem in einem Botanischen Garten geklauten Ableger gezogen hatte.

Es gibt zwei Apfelbäume, zwei Birnbäume, drei Pflaumenbäume, einen Kirschbaum und einen Quittenbaum, dessen duftende gelbe Früchte seit zwanzig Jahren auf der Dorf-Schau prämiert werden. Hinter dem Blumengarten und dem Rasen sind drei Reihen Gemüsebeete, wo Mutter

Kartoffeln, Zwiebeln, Stangenbohnen, dicke Bohnen, Erbsen, Mais, Kürbis, Karotten, Knoblauch, Spargel, Salat, Spinat, Rosenkohl und andere Kohlsorten anbaute. Dazwischen wachsen wilder Dill und selbstausgesäte Petersilie. An der Seite sind die Himbeeren, Erdbeeren, Loganbeeren, Roten und Schwarzen Johannisbeeren und der Kirschbaum mit einem Netz, das mein Vater über Holzrahmen gehängt hat, vor den gefräßigen fetten Vögeln geschützt. Ein paar Erdbeeren und Himbeeren haben ihre Arme durch die Maschen gesteckt und wuchern zu den Blumen hinüber.

Es gibt ein Gewächshaus, in dem sich über Tomaten- und Paprikabeeten ein Weinstock mit blauen Trauben ausbreitet. Hinter dem Gewächshaus steht eine Regentonnen. Es gibt auch zwei kleine Schuppen, einen Komposthaufen und einen Dunghaufen, auf den das ganze Dorf neidisch herüberschleift – das Geschenk eines anderen ukrainischen Gärtners: üppiger, krummiger, gut verrotteter Kuhmist. »Dunkle Schokolade« sagte meine Mutter dazu. »Da, meine Süßen«, flüsterte sie oft ihren Kürbissen zu, »da habt ihr noch ein bisschen Schokolade.« Und sie futterten sie weg und wuchsen und wuchsen und wuchsen.

Jedes Mal, wenn mein Vater in den Garten hinausgeht, sieht er Mutters Gestalt vor sich, wie sie sich über die Kürbisse beugt oder sich streckt, um die Stangenbohnen zu befestigen, oder wie sie, einem Schemen gleich, im Gewächshaus hantiert. Manchmal lockt ihn ihre Stimme in dem leeren Haus von Zimmer zu Zimmer. Und jedes Mal, wenn ihm dann wieder bewusst wird, dass sie ja nicht mehr da ist, bricht die Wunde erneut auf.

Der zweite Anruf kam einige Tage später.

»Sag mal, Nadeshda, was glaubst du: Kann man mit vierundachtzig noch Vater werden?«

Um den heißen Brei herumreden ist nicht seine Sache.